

Ulrich Willes Jugend

Autor(en): **Helbling, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 12

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ULRICH WILLES JUGEND

Von Carl Helbling

François Wille, aus La Sagne im Neuenburgischen gebürtig, wuchs in Hamburg auf, wo er als Publizist in den vordersten Reihen für ein freiheitliches Deutschland kämpfte. Nach den Enttäuschungen, die der Achtundvierziger Revolution folgten, kehrte er in die Heimat seiner Väter zurück und schuf gemeinsam mit seiner Gattin Eliza, einer schriftstellerisch begabten Hamburgerin, aus dem von ihm erworbenen Gute Mariafeld bei Meilen ein Zentrum kulturellen Lebens. Zahllose Gäste von Rang — unter ihnen Richard Wagner und C. F. Meyer — nahmen an dem regen geistigen Leben dieses Hauses teil. Seine Geschichte zu schreiben, mußte eine lockende Aufgabe sein. Carl Helbling hat in seiner demnächst bei Fretz & Wasmuth erscheinenden Monographie «Mariafeld» nicht nur ein Stück Kultur- und Geistesgeschichte im schweizerischen 19. Jahrhundert gezeichnet, sondern mit dieser Studie zugleich auch die erste Grundlage für eine kommende Biographie General Willes geschaffen.

Die folgenden Seiten, deren Abdruck wir der Freundlichkeit des Verfassers verdanken, sind dem Schlußkapitel des Buches, einer Darstellung der Jugendzeit Ulrich Willes, entnommen.

Die Uebersiedelung François Willes nach der Schweiz erfolgte nicht zuletzt der Söhne wegen. Sie sollten dereinst in einem Lande leben und wirken können, das glücklich aus den Bewegungen der Zeit hervorgegangen war. Was Wille in seinem ersten, vehementen Lebensabschnitt in Deutschland erhofft und erstrebt hatte, war in der Schweiz aus ihren Grundbedingungen heraus organisch gewachsen. Der Aufbruch von Hamburg war somit eine Rückkehr nach langem Umweg ins Angestammte, das Bewußtwerden der Zugehörigkeit zu einem Staate, in dem Willes politische Ideale greifbare Wirklichkeit geworden waren. Die Söhne waren so zu erziehen, daß sie einerseits im Boden der Schweiz Wurzel fassen konnten; andererseits war ihnen all das zu geben, was an Gütern mit herübergenommen worden und geeignet war, Verstand und Gemüt der Heranwachsenden in einem Geist zu bilden, der an eine große Tradition anknüpfte.

Arnold, geboren am 23. Februar 1846, gestorben am 27. Februar 1924, lernte zuerst bei seinem Vater. Mit ihm und dem um zwei Jahre jüngeren Ulrich sprach die Mutter manchmal englisch, «damit der Klang in ihr Ohr dringe und sie mechanisch die Sprache verstehen und sprechen lernen». Die Knaben den Zusammenhang

mit ihren Altersgenossen sofort finden zu lassen, wurden die Schullehrersbuben als Spielgefährten aufgeboten; aber es wollte zuerst nicht recht gehen, obwohl beide sich um die Voraussetzung zu unbefangenen Umgang bemühten, um das Schweizerdeutsche. Wille schickte sie in die Volksschule, ließ sie Kadetten werden, um das erste Ziel zu erreichen. Doch verlor er das zweite nicht aus den Augen, durch seinen eigenen Unterricht die Söhne frühzeitig in ein ausgedehnteres Feld zu führen, als es ihnen die Dorfschule eröffnen konnte. In dieser Aufgabe wuchs er selber. Hier erhielt sein Dasein einen neuen Sinn: sein Wissen und sich selbst weiterzugeben an die junge Generation. Hier lebte er sich in eine Verpflichtung hinein, deren Erfüllung ihn froh und heiter stimmte und zunahm, je älter die Knaben wurden und je umfassender der Stoff, der ihrer Aufnahmefähigkeit zugemutet werden durfte. Nach dem Zeugnis Elizas war er, entgegen seiner Natur, im Unterricht geduldig. «Wille ist für die Knaben wie mit einem Mentorsinn begabt. Er selbst gewinnt, indem er sich mit ihnen beschäftigt, und gibt seinem Leben dadurch, unabhängig von dem, was er persönlich ist und davon hat, eine Bedeutung.» Während Arnold mit sechzehn Jahren vorübergehend auf ein Institut nach Männedorf geschickt wurde, förderte Wille die Ausbildung Ulrichs in allen Fächern allein, unterstützt nur gelegentlich durch Pfarrer Burkhard, bis zur Aufnahmeprüfung an die Universität, 1865. Willes Ehrgeiz als Lehrer dieses Sohnes war immerhin so groß, daß er seinen Schüler nur zum Examen melden wollte, wenn ausreichende Sicherheit für das Bestehen erreicht war, und Ulrich war bei allem Drängen nach der Hochschule nicht geneigt, sich abzuarbeiten, wie die Mutter nach Hamburg berichtete. Aber er bestand, zu Ehren seines Meisters, für den damit eine Epoche zu Ende ging.

Dennoch mündete diese von Wille in tiefem Ernst gewußte Pflicht, die ihn als Vater sowohl wie als ganze geistige Persönlichkeit freudig erregte, als pädagogisches Experiment in mancherlei Verstimmung. Durch Jahre gab er sich an die beglückende Bewältigung des Auftrags hin, belohnt durch Erfolge im einzelnen wie im ganzen. Aber er versäumte den Augenblick, da es galt, in den Jugendlichen nicht mehr ausschließlich die von ihm geistig zu Führenden zu sehen, da sie vielmehr aus unbedingter Führung zu entlassen waren. Wille bangte vor der Leere, die entstehen mußte, als die Söhne junge Männer eigenen Sinnes und Wollens geworden waren. Er wurde eines Lebensinhaltes beraubt, dessen zeitliche Bedingtheit und Begrenztheit anzuerkennen ihm nicht gegeben war. Er trug schwer daran, daß sein bester Einsatz für die wissenschaftliche und moralische Bildung der Menschen, an denen sein Herz

doch hing, vor dem Eigengesetz zurücktreten mußte, das sich in eben den Geschöpfen seines hohen erzieherischen Willens entwickelt hatte. Er vermochte nicht zu resignieren vor sichtbar werdender Mündigkeit. Eliza erkannte in den Zeiten des Uebergangs, als die Kindheit Arnolds und Ulrichs endgültig zu versinken hatte, die drohende Gefahr, beklagte, daß Wille die beiden Knaben Kinder nenne, während sie doch junge Leute geworden seien. «Wille liest abends mit ihnen und wird es, glaube ich, nur ungern gelten lassen, wenn auch er einsehen wird, daß seine Art und Weise doch nicht unbedingt von seinen Söhnen angenommen wird.» Auf dieses «unbedingt» kam es an. Wille lebte in der festen Ueberzeugung vieler Väter, daß seine reinsten und besten Absichten jenseits seiner persönlichen Wünsche stünden, daß er als Stamm nichts von den Früchten fordere, die er trug, und daß diese Früchte fallen sollten, wie es ihnen beliebe. Und doch pochte er so oft auf sein Recht, wäre es auch nur auf dasjenige, verantwortlich sein und der Verantwortung auf seine Weise sich entlasten zu dürfen, vielleicht sogar im Uebermaß des Leiten- und Bestimmenwollens. Im Zusammenhang mit Arnolds frühzeitiger Verlobung schrieb er an Eliza: «Arnold soll frei sein. Das vergesse ich natürlich nicht, daß Leidenschaft durch Hindernisse und Widerspruch nur stärker wird; darum muß Arnold auch von uns nie Widerspruch und Widerstand erfahren und dafür gesorgt werden, daß er unsere liebevollen Besorgnisse nicht als Widerstand auffasse.» Er war davon überzeugt, daß er nach diesem Grundsatz handle. Die Gattin unterließ es nicht, ihn darin zu bestärken, indem sie gleichzeitig die Sache der Söhne verfocht. «Wie sehr *Du*, eben *Du* als die gesunde, immer regenerierende Kraft in Deinen Söhnen wirkst, *ihnen* unbewußt, das weiß ich und danke es Dir. Gott behüte Dich nur vor dem Zuviel — ich meine, daß durch die Enge mancher Verhältnisse etwas rückwirkend Dich Dir selbst entfremdet! Du hast vorigen Winter so manche schwere Stunde um Arnold gehabt, weil Dein mächtiges, tief innerliches Naturell einmal leidenschaftlich ist, wo es sich für kalt besonnen hält. Ich möchte so gerne, daß Du Deinen Söhnen auch etwas zutrauest!»

Der Wunsch der Mutter ging in Erfüllung, nicht ganz vielleicht und unter vieler Erschwernis. Denn zu sehr war Wille eine Persönlichkeit, in deren gültiger, aber fester Grundsubstanz auch das Unvollkommene unlösbar eingeschlossen war. Seinem Planen und Zielen hatte sich, so sehr er das Freiheitliche immer verteidigte, zu fügen, was er liebte. Und er liebte seine Söhne mit einer ihm kaum bewußten Leidenschaft, weswegen er gerade *sein* Kümmern um sie, *sein* Ordnen und Wollen als das Notwendige, Richtige, Unumstöß-

liche erachtete. Auch hier demnach, im engsten Bereiche der Familie, tritt die tragische Spannung von Willes Lebensgang in Erscheinung: im Kampf um das Beste, Vollendete weh zu tun, sich und den Menschen Kümmernis zu bereiten, mit dem Blick nach dem Großen im Kleinen so vielfach zu kränken.

*

Die von Ulrich, geboren am 5. April 1848, gestorben am 31. Januar 1925, mit seinen Eltern geführte Korrespondenz ist fast lückenlos vorhanden. Sie zeigt den Werdegang der Beziehung zwischen Vater und Sohn. Am Anfang stehen die deutsch, französisch oder lateinisch geschriebenen Briefchen des Knaben zum Weihnachtsfest, voll Zärtlichkeit, Dankbarkeit und Versprechungen, den geliebtesten Vater mit gutem Betragen und schönem Fleiß zu erfreuen. Aus Hamburg dann, wo nicht nur zu genießen, sondern auch zu lernen war, versichert der Schreibende, daß er mit seinen Leistungen Freude machen, daß er dem Vater nacheifern wolle. Der Elfjährige unterzeichnet als «Ulrich Wille Dr.», das Bestreben bekundend, dem Vater gleich zu werden, der ihn gütig und ernst auf den redlichen Weg weist, wie Würde und Titel zu erwerben seien. Die kleine Anekdote ist etwas mehr als Ausdruck kindlichen Nachahmungstriebes. In ihr steckt das Impulsive, das ganze Stufen überspringen heißt, — Beweglichkeit des Geistes, die den lehrenden und erziehenden Vater befriedigte, ihm aber auch auferlegte, den Ungestümen zu binden, der vorzeitig ins Leben hinausstürmen wollte. Wille zog die Zügel straff an. Er war kein bequemer Erzieher für einen, der von Jugendfrische überschäumte und die Tat ersehnte. Es ist anzunehmen, daß Ulrich die Jahre des Lernens weit weniger durch getreue Erfüllung des ihm aufgetragenen Pensums verkürzte als durch das treibende Bedürfnis nach Ungebundenheit und unmittelbarer Auswirkung seiner Kräfte. Eine gewisse Gutmütigkeit, welche die Mutter dem über sein Alter hinaus entwickelten Sechzehnjährigen nachrühmt, erleichterte es ihm, sich väterlichem Drucke zu unterziehen. Und wo sie nicht ausreichte, sich des Zwanges zu wehren, bediente er sich ererbter Waffe, des Witzes und Sarkasmus, gegen andere und gegen sich selbst. In einem Brief an seinen Schwiegervater stellte Wille 1865 fest, daß Ulrich nicht so praktisch scheinete wie Arnold; aber er besitze viel glänzendere geistige Anlagen und einen durchdringenden Verstand, sei ein Jüngling von gutem Herzen. «Wie Arnold in anderer Weise kann er auch nicht warten und drängt schon mit siebzehn Jahren, Student zu werden. Kann er schon so früh sein Examen machen, so

werde ich auch hier nachgeben müssen, da er an Geist und Körper zu reif ist, um sich länger hier zu seinem Vorteil zugeben zu können.»

Als Mittler des Schulwissens trat nun Wille zurück, blieb aber der Mentor des Studenten, der sich der Jurisprudenz widmete. Er mahnte immer, die Wissenschaften wissenschaftlich und nicht für den Beruf zu treiben. Er wünschte, daß Ulrich sich nicht einseitig der einen Disziplin verschreibe. Sein eigener und eigentümlicher Universalismus ließ ihn raten, daß Ulrich auch die Mathematik weiter pflege und sich in den Naturwissenschaften umsehe, die immer mehr in den Vordergrund treten. «In zehn bis zwanzig Jahren wird jemand, der keine wissenschaftliche Einsicht in den Fortschritt der Naturwissenschaften hat, kaum mehr für einen Gebildeten gelten können.» Vor allem lag es Wille daran, seinen Einfluß auf die Haltung Ulrichs auszuüben, der nach dem ersten Semester in Zürich für den Winter nach Halle gezogen war. Der begeisterte Korpsstudent renommierte in seinen Briefen nicht übel. Wille antwortete ihm darauf in einem prachtvoll väterlichen Schreiben, in dem er vor Uebertreibungen warnte, die kein Beweis von Männlichkeit seien. Die Wirkung war gesteigerte Forschheit. «Deine Angst und Sorge um mich haben mich als guter Witz sehr unterhalten.» Mäßigung ergab sich, als Ulrich an Gesichtsröthe, Folge einer Mensur, auf den Tod krank lag, umsorgt von seiner Mutter, welche die Pflege Robert M. Slomans in Hamburg im Stich lassen mußte, während Wille in Mariafeld an schwerer Grippe litt. Wille zog das moralische Fazit: «Ich habe von Deiner Mutter gehört, daß Du wirklich einige Zeit in Lebensgefahr geschwebt. Als *ich* auf der Universität war, hing ich von niemandem ab, niemand half mir, niemand sorgte für mich und grämte sich um mich. Was ich einbrockte, hatte ich ganz allein auszuessen. Du stehst nicht so.» Doch war die Gesundheit Ulrichs nur die eine Sorge. Vor des Studenten Heimkehr schrieb Wille: «Ich bin gespannt, ob Du gleich Arnold mit ganz hochpreußisch-aristokratischen Neigungen und Gewohnheiten ankommst. Es ist dies der einzige Punkt, über den wir aneinanderkommen, besonders wenn er sie mit so überlegener Festigkeit ausspricht und vertritt.» Die vorbeugende Warnung charakterisiert die Verachtung allen Dünkels. Der Vater konnte nicht wissen, daß ihm Ulrich, in voller Bewußtheit des Geistes von Mariafeld, sagen würde: «Es ist doch hübsch, daß Du uns eine solche Liebe zu unserer Häuslichkeit eingeimpft hast, daß wir uns immer, ob wir uns noch so gut an fremdem Ort amüsieren, doch wieder nach Hause sehnen.» Dankbar nahm Wille auch ein Geständnis wie dieses auf: «Zum neuen Jahr schenke ich Dir nichts als die Hoff-

nung, daß ich mal ein rechter Kerl werde, oder vielmehr: ich will mir Mühe geben, daß dies einstmals in Erfüllung gehe.» Wille besaß zuinnerst ein ruhiges Vertrauen in Herz und Geist Ulrichs. Seine größte Besorgnis galt einem Zuge, den er als Schwäche auslegte: «Sein Charakter gerät gar leicht in Schwingungen, in denen er zu leicht vom Schwerpunkt abgeraten kann und das moralische Gleichgewicht schwer wiedergewinnt.» Demgegenüber lobte die Mutter Ulrichs Uneigennützigkeit, Ehrenhaftigkeit, Geist, Besonnenheit, Festigkeit. Der Widerspruch in den Auffassungen der Eltern löst sich, wenn man Elizas herzlich spontane Reaktion auf Ulrichs sprühende Lebendigkeit bedenkt und des Vaters Reizbarkeit gegenüber Anlagen in Rechnung stellt, die seine eigenen waren. Wille bekämpfte im Wesen des Sohnes sich selbst, in treuer Vaterliebe entschlossen, sein Bild im Nachfahren zu reinigen und zu veredeln. In dunkeln Stunden, und sie beschlichen ihn häufig, zweifelte er daran, ob er sich im Sohn überwinden werde. Doch das Grundgefühl war so stark, daß es unvermeidliche Zwistigkeiten besiegen konnte.

Ulrich studierte nach Halle wiederum in Zürich, dann in Leipzig, empfänglich für die Geschenke des Lebens, von seiner Wissenschaft jedoch unbefriedigt und ungewiß, wie er auf ihr Beruf und Existenz aufbauen sollte. Der einst als Knabe beim Anblick zweier raufender Schiffsknechte die Mutter angefleht hatte, sie solle den Stärkeren vor dem Schlagen des Schwächeren abhalten, — der schon vor Beginn des Studiums keine Lust zum Advokaten verspürte, aber auch erklärte, er wolle lieber alles sein als ein Stubengelehrter: er wußte immer weniger, ob er das Richtige unternommen habe. Zwar arbeitete er oft und mit Erfolg, weil ein gebildeter Mensch etwas lernen müsse. «Aber es ärgern mich immer diese Spitzfindigkeiten, dieser Streit zwischen den verschiedenen Ansichten. Und um was? Darum, ob die Delegation (ein Rechtsgeschäft, über dessen Natur beide Teile einig sind) eine Novation im engern oder weitern Sinne sei.» Eine solche Unmutsäußerung findet sich während der Leipziger Zeit in einem Brief an die Mutter erhöht: «Ich bekomme trotz meinem Interesse für mein Studium doch Ekel und Abscheu davor; die Gesetze scheinen gemacht zu sein, den harmlos Ehrlichen betrügen zu helfen. Du kannst nicht glauben, wie dies Zivilrecht, besonders das römische, zum Betrügen verleiten kann. Ich möchte mich wohl dem Kriminalrecht, dem einzigen gewissermaßen gerechten Recht, widmen. Aber Richter werden und über unglückliche, falschgeführte oder tierisch dumme Menschen für ihre ganze Zukunft aburteilen könnte ich nicht, viel weniger noch sie anklagen; und verteidigen und seiner verdienten Strafe entziehen möchte ich

einen Schelm auch nicht. So weiß ich denn im ganzen nicht recht, was ich eigentlich mit meinem Studium anfangen soll. Ich denke hin und wieder an Deinen Vorschlag, Armenadvokat zu werden!» Ein starkes Gemüt, ausgezeichnet durch einen hochempfindlichen Gerechtigkeitsinn, ließ in Augenblicken peinigender Unlust derlei Geständnisse an den Tag treten, selten genug. Der Vater klagte, daß Ulrichs Briefe allzu knapp seien und über das Innenleben des Studenten, seine Gedanken und Gefühle, sich ausschwiegen. «Gefühle schreiben» möge und könne er nicht, sagte Ulrich; es widerstrebe ihm. Die Tiefe des Gemütes zu verbergen, verfiel er lieber in die «Manier des ironischen und schnöden Sprechens», an der Wille wiederum Anstoß nahm. Aber während einer Episode brach der verletzte Sinn Ulrichs so aus, daß er seine Erklärung, jedes Kundtun von Schmerz sei ihm zuwider, Lügen strafte. Diese Episode belastete die Beziehung zwischen Vater und Sohn aufs schwerste.

Nach dem Ende des Sommersemesters 1868 hatte Wille den Eindruck, daß Ulrich zu wenig gearbeitet habe und er nun mit vollem Einsatz der Kräfte dem Abschluß der Studien zustreben müsse. Er hatte einen Repetitor für ihn gefunden, der übrigens durch Etmüller als im römischen Recht bestens ausgewiesen empfohlen wurde, den Pfarrer Martin in Masein oberhalb Thusis. Martin war ehemals Jurist gewesen und nahm in seinem Hause junge Leute zur Examensvorbereitung auf. Ulrichs Aufenthalt bei ihm war auf zwei Monate bemessen. Der Kandidat erkannte rasch, daß ihm Martin nichts zu bieten hatte. Er sollte am Morgen die ihm aufgetragenen Kapitel lesen, die er längst beherrschte, — über Dinge dann befragt werden, die er hinter sich hatte. Um keinen Preis war Martin von seinem Lehrgang abzubringen oder geneigt, mit dem Schüler zu besprechen, was noch zu erklären oder vielleicht sogar neu gewesen wäre. Er tadelte, wenn der Student das vorgesezte Nächste übersprang, weil er das Uebernächste schon wußte. Er verbot, anderes zu treiben, als was das Programm vorsah. So saß Ulrich auf seiner Stube, zum Nichtstun verurteilt, verlorene Zeit beklagend, wollte nach Hause, wo er sinnvoll und darum mehr arbeiten könnte. Aber als der Vater sich bereit erklärte, bei Martin vorstellig zu werden, beschwor ihn Ulrich, davon abzusehen, weil es den Eindruck erwecke, daß hinter dem Rücken Martins verhandelt werde. Seine Bitte, heimkehren zu dürfen, schlug Wille ab, da nun einmal der Anfang bei Martin gemacht sei; Ulrich habe auszuharren.

Vielleicht hätte Ulrich das Ende der zwei Monate widerwillig, aber ruhig erdauert, hätte er nicht im Wirtshaus zu Thusis am Honoratiorentisch mitleidige und auch erstaunte Blicke verspürt, denen Worte folgten. Sie erklärten ihm, daß er offenbar auch ein

verbummelter Student und ein Gestrandeter sei wie alle seine Vorgänger, die bei Pfarrer Martin aus dem Sumpf gezogen und für ein Notexamen gerettet worden waren. Durch die Erkenntnis, daß Martin «Lumpenkerle» unterrichtete, fühlte er sich erniedrigt. Für einen Augenblick war er geneigt gewesen, sich zu fügen, in kindlichem Vertrauen, daß der Vater es gut gemeint, sich aber leider in der Wertung vorhandener Kenntnisse bei Ulrich und in der Eignung Martins zu wünschbarem Vervollständigen des Stoffes geirrt habe. Die Aufdeckung von Martins gewöhnlicher Aufgabe und von dem üblen Ruf seiner Studenten ließ Ulrichs Ehrgefühl aufbrausen, das so schwer gekränkt wurde. «Ich habe nichts verbochen, daß ich einen solchen Aufenthalt verdiene; ich war etwas träge, nie *faul*, ich habe ein Studium, das ich *verabscheue*, lässig betrieben; Infamierendes sehe ich darin nicht.» Auch diesem Anruf versagte Wille das Gehör, sogar der leidenschaftlich ausgestoßenen Bekundung von Lebensüberdruß des Beleidigten, der zu weltschmerzlichem Vergleich mit Lenau hingerissen wurde, freilich mit dem ernüchternden Beifügen: «Schade, daß man mit großen Leuten nur ihre Mängel gemein haben kann.» Drei Tage von den nutzlos verschwendeten Wochen ließ sich Wille abdingen. Die Mutter, tröstend, aufmunternd, schrieb dem unglücklichen Studenten die lächelnden Zeilen: «Papa ist oft wie eine bittere Medizin, aber gut ist sie doch, nicht wahr, Ulrich! — Papa sagt: *meine* Art Zuckerwerk ist gar nichts.» Für Ulrich galt auch in dieser Prüfung: «Ihr steht für mich in einem Punkt als einander ergänzendes Ganzes da. Das Ganze ist meine Kindesliebe, und in der bin ich reich.» In späteren Jahren, nach der köstlich humorvollen Darstellung eines Mariafelder Sonntags und des Spannungsfeldes, in dem sich ausgeprägteste Individualitäten begegneten, schloß er: «Das Unglück ist nur, daß jeder den andern auf seine Art selig machen will.» Er bejahte selbst nach dem überaus kummervollen Maseiner Zwischenspiel den Irrtum des, auch wo er grausam war, verehrtesten Vaters. Und vor Ablauf eines Jahres promovierte der Einundzwanzigjährige in Heidelberg zum Doktor der Rechte.

*

In einem Brief des über achtzigjährigen François Wille an seinen Sohn Ulrich ist ein wehmütiges Bekenntnis zu lesen, das vieles aufdeckt und ein gutes Stück Wahrheit enthält. «Mein Mißgeschick ist — warum nicht auch Schuld? —, daß ich nicht an der Stelle stehe, wo ich vielleicht hingehört, um meine Aufgabe zu erfüllen.» Wahr ist, daß Wille seit dem Abbruch geschlossen fortgesetzten Wirkens in der Oeffentlichkeit von dem unverbrauchten Teil seiner Kräfte

bedrängt war. Ausgedehnte Lektüre, Unterricht der Söhne, Bewirtung des Gutes, Geselligkeit und gelegentliches publizistisches Hervortreten: dies alles war gewissermaßen «geschäftiger Müßiggang» mit kurz gesteckten Zielen von Augenblick zu Augenblick. Seine Gattin sprach es einmal aus, «wie wohl und anders Papa zu Mute gewesen wäre, hätte er ein tätiges tägliches Interesse gehabt». Aber Willes Selbstkritik, gesagt wohl aus der Müdigkeit des alten Mannes, und Elizas ruhig verstehende Feststellung vergessen, was Wille in enger und weiter Lebensgemeinschaft in Mariafeld, als Wahrer und Förderer, als Freund und Vater dennoch geleistet hat. Ulrich wußte dies aus dem ganzen Reichtum seines Wesens heraus. Dieses Wissen befähigte ihn, zum Beispiel die Härte des Maseiner Erlebnisses zu verwinden, nicht zu grollen, wo ein Kleinerer und Kleinlicher geschmäht hätte. Dieses Wissen lehrte ihn ferner, daß die außergewöhnlichen Gaben des Vaters in eigener Sache fruchtbar zu machen waren. Das Gebot der Klugheit hieß ihn, sich in jeder für ihn wichtigen Angelegenheit Rat und Urteil zu holen, jene Instanz also anzurufen, der er in erster Linie die Bildung des Geistes verdankte. Weil er aber auch den leidenden Zug des Vaters wußte, half er mit aller guten Wärme, und diese entströmte der Bildung des Herzens. Er kannte wohl die letzte Ursache für manches Mißverständnis, woraus Verletztheit und Gram folgte: «Arnold ist ja so weich wie wir alle.» Daraus wurde er der Helfer, — er, der selbst um Hilfe des Vaters bat, wo er im eigenen heißen Lebenskampf sich verausgabte. Ergreifend schön entfaltet sich das Verhältnis, das oft wie die Umkehrung der Ausgangslage erscheint. Nicht daß Verschiedenheiten des Beurteilens von Menschen und Dingen in wachsenden Jahren verschwunden wären. Zu leicht entflammte in beiden Männern die Leidenschaft. Doch dann rangen sie miteinander als ehrliche Kämpfer, die sich nicht erniedrigen, aber messen wollen im Bewußtsein eigenen Wertes und in der vollen Hochachtung vor Sein und Art des andern. Und keiner hatte zu fürchten, daß über der umstrittenen Sache der Mensch verloren und die Liebe zugrunde ginge, die schließlich allein den Aufwand lohnte.

Ulrich hatte sich 1872 mit Clara von Bismarck vermählt. Wie keinen Menschen sonst nahm Wille diese Tochter an, die er bewunderte, verehrte, liebte — bedingungslos. Die einzige Mühe, die er ihr gegenüber aufzuwenden hatte, lag im Bedenken ihr zu erweisender Freundlichkeiten. Seine Besuche in Thun waren nicht zuletzt ihretwegen ein herzliches Bedürfnis. Für die Einsicht in das Besondere von Ulrichs 1871 eingeschlagener militärischer Laufbahn fehlte ihm zunächst alle Voraussetzung. Dies gilt zum mindesten für die technischen Belange. Je mehr aber das Hauptanliegen Ulrich

Willes, die Schaffung einer kriegstüchtigen Miliz, in den Vordergrund rückte und damit im demokratischen Staate die öffentliche Meinung anging, Behörden und Volk eine Kernfrage der schweizerischen Existenz, die Wehrbereitschaft zum Schutze der Neutralität, zu diskutieren hatten, um so lebhafter wurde François Willes Denken auf das gelenkt, was den Aufbau von seines Sohnes Lebenswerk bedingte. Er las nicht die Publikationen, wenn sie in Blättern oder Broschüren gedruckt waren: er las die Manuskripte, die ihm der Sohn vorlegte, das Urteil des publizistisch erfahrenen Vaters verlangend, zumal wenn es sich um Aufklärung der Oeffentlichkeit handelte und so häufig um den damit verbundenen Angriff. Der temperamentvolle Verfasser unterwarf sich seinem ersten kritischen Leser, der das Gewicht des einzelnen Wortes kannte und, als hätte er das Draufgängertum eigener junger Jahre vergessen, Mäßigung riet, um den Widerspruch von vornherein zu verringern. Immer wieder erscheint in den Gutachten François Willes zu offiziellen Briefen und zu Kritiken des Sohnes die Maxime, der er selber so wenig gefolgt war, das *Suaviter in modo, fortiter in re!* Das Manuskript zu der Broschüre über «Die neue Militärorganisation und das Budget des schweizerischen Militärdepartements 1877» begleitet er mit überlegen klugen Bemerkungen zur Taktik, wie die Oeffentlichkeit zu beeinflussen sei. Er mildert, was aus Gereiztheit stammt, schwächt ab, wo das allzu spitze Wort verwundet statt hinreißt. Er selber besorgt den Druck, die Korrekturen, und er bespricht die Schrift in der «Freitagszeitung». In der Mission des Sohnes erlebt er, was ihm auf dem Boden der Schweiz versagt geblieben. Er identifiziert sich mit Ulrichs Persönlichkeit, die schwer um ein Schicksal des Landes ringt, das seinen, François Willes unmittelbaren Einsatz nicht gewollt hatte, — identifiziert sich mit dem Offizier also, wie zu seiner Zeit mit dem Dichter. Die Briefe an Ulrich in dessen drangvollsten Auseinandersetzungen mit den in sich ruhenden Gewalten sind großartige Zeugnisse des Einsgefühls mit dem unerschrockenen Sohn und des abschließend erzieherischen Willens, eben diesen geliebten Sohn vor dem Ansturm auf das Unerstürmbare abzuhalten. Sprach er dabei die Stimme ruhiger Vernunft, so kam sie auch in anderer Thematik von dort zu ihm zurück, wohin er sie gesendet hatte.

Schon während der Studentenjahre hatte Ulrich den anfänglich wohl nicht nur in den Briefen angeschlagenen witzelnden Jargon fallen lassen, der eine jugendliche Nachahmung des väterlichen Sarkasmus gewesen war. Echter Humor in der Verteidigung gegen Kritik und Vorwurf brach durch und Gewandtheit im Führen biegsamer Klinge. Ironische Ausfälle wurden tragbar, weil sie mit

Selbstironie verbunden waren. Kein noch so hitziger Ausfall gegen Tadel und Zurechtweisung, die das Selbstgefühl beleidigten, — kein noch so energisches und unnachgiebiges Behaupten gereifter Auffassung gegen hartnäckiges Bevormunden des Vaters schloß ohne Uebergang ins heiter Bindende der zeitweilig Auseinanderstehenden. Vor allem dieses: die schwankenden Stimmungen Willes wurden durch Ulrich geglättet, die pessimistischen Töne aufgeheilt. Den mannigfach Enttäuschten wollte der Sohn nicht als frühzeitig resignierenden Greis sehen. Als die rechtsufrige Zürichseebahn quer durch Mariafeld gelegt werden sollte, sah Wille das Ende. «Ich schwieg und dachte: so ist denn das Letzte, dessen ich in diesem Lande, an dem mir dreiundzwanzig meiner besten Jahre verdorben, mich freuen durfte, genommen.» So sei es nicht, nicht alles sei dem Vater genommen worden. Er, der Sohn, sei auch noch da, und an seinem Erfolg möge Wille sich freuen. Einen Teil der Schuld an innerer Fremdheit müsse er übrigens nicht ausschließlich bei den andern suchen. «Ich sage ihnen die Wahrheit über Menschen und Verhältnisse gerade so gut, nur in anderer Form als Du.» Solches Zurechtrücken der Dinge nahm Wille an, weil es der Offenheit entsprach, der von ihm selbst immer geübt. Schrieb Ulrich: «Daß Du ja sehr scharfe und prägnante Ausdrücke besitzt und daß Du sie anwendest, wo wir andern *schwächen* Menschen irgendeine konventionelle Umschreibung wählen, ist eine Tatsache, die Dir und mir und der ganzen Welt bekannt ist. Auch wie Du viele Menschen damit tödlich beleidigt hast» — so antwortete Wille mit der mildernenden Korrektur von Schärfen in Ulrichs schriftstellerischen Aeußerungen oder in dessen Eingaben an Vorgesetzte und Behörden. Oder auch so: «Ich schließe damit meine ‚goldenen Regeln‘, nie überrascht durch Undank. *L'ingratitude, c'est l'indépendance du cœur*, hat ein neuerer geistreicher Mann gesagt, der wohl Grund haben mochte zur Bitterkeit. Der Mensch hat eben nichts so gern, als sich unabhängig zu fühlen.»

Um die Unabhängigkeit ging es schließlich immer und auf allen Seiten. Wurde sie von außen behindert, so war sie innerlich dennoch unzerstörbar und keinesfalls dann zu entwinden, wenn es das Letzte galt. Die unter so starken Persönlichkeiten unvermeidlichen Kämpfe: was waren sie anders als brennende Sorge des Vaters gewesen, diesen Sohn zum wahrhaftigen Menschen zu formen, — heißes Anliegen des Sohnes, vorgelebte Mannhaftigkeit aus tiefer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, aus der Bildung demnach gültig zu gestalten! «Sei versichert, daß ich in Praxis wie Theorie immer den Grundsätzen treu bleiben werde, in denen ich aufgewachsen und die mein sind und mich beherrschen, möchte ich

wollen oder nicht!» Die Grundsätze wurden stets neu erhärtet, indem Ulrich bis zu des Vaters Tod den Mentor befragte, wenn Entscheidungen zu treffen waren, und in zärtlicher Sohnesliebe den Geist des Elternhauses beschwor, wenn Zweifel ihn auf seiner Bahn bedrängten. Sie tauchten oft, sehr oft auf, weil aus Anlage und Erziehung ihn das Mal der Unbildung und der Kleinen, die Ueberheblichkeit, nicht zeichnen konnte. Die Gegenständlichkeit des leicht Wahrnehmbaren konnte die Phantasie, das ist die Richtung auf das Mögliche und zu Erstrebende, nicht unterdrücken und konnte ihn nicht davon abhalten, das Entferntere zu wollen, auch wo das Naheliegende bequem zu greifen war. Er ging den vorgezeichneten Weg. Jedes Abweichen davon hätte Verrat an dem bedeutet, was Eigenart und Stolz von Mariafeld war: aus Umschau im Ganzen gewordene Weite des Denkens.

So wuchs aus Mariafeld, aus der Ueberzeugungskraft einer Tradition, die auf freiheitlich gewonnener und behaupteter Bildung gebaut war, der Mann hervor, dem Mut als Menschenwürde immer zuhächst stand: General Ulrich Wille.